

# Familienblätter.

Sonntags = Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 40

Posen, den 2. Oktober.

1881.

## In effigie.

Novellette von Wolfgang Brachvogel.

(Jeder unberechtigte Nachdruck ist verboten.)

(Fortsetzung.)

Lange saß die Gräfin vor dem Bilde und starrte es an. „Wenn er mir nicht sagen wollte“, dachte sie, „daß er zu Siedde's ging, so mag er mich nicht haben beunruhigen wollen, denn er weiß, daß ich auf das blonde Fräulein eifersüchtig bin.“

Und dabei blieb sie; der Born wich von ihr, doch betrog sie sich wohl selbst, wenn sie behauptete, daß dafür das frühere Vertrauen wieder in ihr Herz gezogen sei.

Unterdessen saß Holger Wind bei Tafel neben Ebba Siedde und unterhielt sie in harmlosester Weise von seinen Reisen, ahnungslos, was die Gräfin um feinetwillen litt und kämpfte.

Ebba hatte überlegt, daß sie den Junker von nun an jedenfalls oft treffen mußte, und war zu einem festen Entschluß, was ihr Benehmen ihm gegenüber betraf, gelangt. Ihn ganz aufzugeben war sie zu schwach gewesen, einen geringen Antheil an ihm wollte sie auch fernerhin behalten und aus den Trümmern der alte Liebe wenigstens die Freundschaft retten.

Um ihm dies klar zu machen und ihm zu beweisen, daß sie den Abschied in Sieddesborg vergessen und seinem Ring besondere Bedeutung beigelegt habe, sagte sie daher gelegentlich, indem sie ihn ruhig anblickte:

„Ich hatte eigentlich erwartet, daß ich Euch heute meinen Glückwunsch würde abstaten können.“

Holger war im ersten Augenblick ganz überrascht, denn er hatte gar nicht mehr an die Gräfin Penz gedacht.

„Euren Glückwunsch?“ fragte er, „und wozu?“

„Man hatte mir doch erzählt, daß — aber“, unterbrach sich Ebba selbst, „verzeiht, daß ich mich in Euer Vertrauen drängen wollte; es geschah absichtslos, und ich wußte nicht, daß Ihr ein so tiefes Stillschweigen über Euer Glück bewahren wolltet.“

Holger senkte seinen Blick auf den Teller, er hatte ein Gefühl wie Scham dem reinen kindlichen Wesen gegenüber und sah seine Liebe zur Gräfin Penz plötzlich als eine unbegreifliche Verirrung an.

„Was mich angeht“, entgegnete er endlich verlegen, „dürft Ihr Alles wissen; — ich kann mir denken, was Ihr meint, bitte Euch aber, spart Euren Glückwunsch noch einige Zeit, vielleicht —“

Da rief Herr Siedde:

„Hört, Junker Wind, — Herr Guldstern hat einen Sohn in London bei der außerordentlichen Legation; habt Ihr ihn während Eures Aufenthaltes vielleicht kennen gelernt?“

Das Gespräch blieb darauf immer in einem mehr alltäglichen Geleise, Ebba aber machte sich sonderbare Gedanken darüber, daß sich Holger in so eigenthümlich ablehnender Weise über seine Beziehungen zur Schwester des Königs aussprach.

Als sich der Jägermeister nach aufgehobener Tafel empfahl, war sein Abschied von Ebba nicht frei von Verlegenheit, er sah sie kaum an, drückte aber mit mehr als Höflichkeit seine Lippen auf die Hand, die sie ihm zum freundschaftlichen Lebewohl reichte.

Draußen und mit sich allein, war sich Holger bald klar, daß zwei mächtige Gefühle in seinem Herzen mit einander stritten. Er hätte weiß Gott was gegeben, wenn er frei gewesen wäre, um dem augenblicklich stärkeren Zuge folgen zu können, sagte sich aber, daß die Fesseln, die ihn an die Gräfin banden, nicht so

leicht zu lösen seien; um sie zu zerbrechen, fühlte er sich nicht stark genug.

Fesseln? waren die duftigen Rosenketten, die Gros in toller Laune oder vielleicht um die vergessene erste Liebe zu rächen, um sein Herz geschlungen, so schnell zu wirklichen Fesseln geworden?

Armer Holger! Er kam sich selbst auch recht bedauernswerth vor und dachte unwillkürlich wieder an das Lied vom edlen Ritter Tannhäuser.

Dieser sehnte sich aus den Armen der Frau Venus fort und wallfahrte endlich nach Rom, doch wollte ihm der Papst Urban seine Sünden nur unter der Bedingung vergeben, wenn sein dürrer Wanderstab, in die Erde gepflanzt, von Neuem grünen würde; der Ritter, von der Unmöglichkeit eines solchen Wunders überzeugt und verzweifelt an seinem Heil, kehrte nach dem Venusberg zurück, — der Wanderstab aber begann dann zu grünen, als es zu spät war, den Sänger zurückzurufen.

Er mochte den Vergleich nicht ausdenken. Warum gemahnte ihn die Gräfin immer an die fürchterliche Herrin des Venusberges? die Liebe Ebba's schien geschwunden zu sein und gleich wohl dem dürren Wanderstab — wenn sie aber dennoch von Neuem knospen und blühen möchte!

Holger verhehlte sich nicht, daß er, wenn er jetzt zur Gräfin Penz ginge, Ebba in wenigen Minuten würde vergessen haben; er wußte, daß immer die Gegenwart Siegerin war, und weil er das wußte, drum ging er — nicht zur Gräfin.

Er wandte sich nach seiner Wohnung und traf auf der Treppe den Ritter Rosenkrands, der von ihm kam.

„Wart Ihr bei mir, Herr Dheim?“ fragte Holger, über diese Begegnung ziemlich erstaunt, denn Rosenkrands hatte ihn seit längerer Zeit kalt behandelt und sichtlich gemieden.

„Ich war bei Dir und hörte, daß Du bei der Gräfin Penz zu finden seiest“, entgegnete der Ritter, seinen Neffen scharf beobachtend.

Der Junker erröthete.

„Ich hatte erfahren, daß Se. Majestät Dich zum Jägermeister ernannt hätten, und kam, Dir Glück zu wünschen. Es freut mich, daß Du meiner Protektion entrathen kannst; Du wirst Deinen Weg schon machen.“

Holger erwiderte nichts, sondern begann nur ärgerlich, die Treppe völlig hinaufzusteigen.

In seinem Zimmer angelangt, wollte er dem Dheim den Mantel und Hut abnehmen, doch Rosenkrands wehrte es ihm und meinte:

„Laß nur, laß nur, ich belästige Dich nicht lange; ich habe nur eine Sache von Wichtigkeit mit Dir zu besprechen.“

„Ich bitte Euch, nehmt Platz und beginnt.“

Der Ritter folgte der Einladung und erblickte, sich im Zimmer umschauend, das schöne Porträt der Gräfin Penz.

„Ich will Dir eine Geschichte erzählen“, begann er nach einer Pause, „einen Roman“ —

„Dessen Held Ihr seid?“ fragte Holger, die Stirn runzelnd, und preßte die Lippen aufeinander, denn er wußte ganz gut, worauf diese Einleitung zielte; hatte ihn doch der Dheim wenige Tage nach dem Feste beim Kanzler Wallendorf vor der Gräfin

Benz gewarnt und dieselbe dabei eine schöne Schlange genannt; und gewiß war er nur deshalb seitdem so kühl gegen ihn, weil er von den innigen Beziehungen, die zwischen ihm und der Gräfin Benz Platz gegriffen hatten, gehört hatte. Jene Warnung des Ritters war übrigens nicht ganz erfolglos geblieben; trotz seiner leidenschaftlichen Liebe für die schöne, geistvolle Frau, hätte Folger ein gewisses Mißtrauen, das nur ihre Gegenwart verschuchte, nicht aus seinem Herzen bannen können.

„Der Held?“ wiederholte Rosenkrands nachdenklich — „nein, aber ich habe ihn verfaßt.“

„Ich wußte nicht“, meinte Folger mit schüchternem Spott, „daß Ihr für dergleichen Neben Euren astronomischen Studien und Berechnungen noch Zeit erübrigt.“

„In der Zeit, aus der mein Roman stammt“, erwiderte der Ritter schnell und etwas wärmer, „wußte ich von Astronomie noch wenig; die Sterne hatten damals für mich keine andere Bedeutung, als für jeden verliebten Junker vor einigen zwanzig Jahren — ich verglich sie mit den Augen irgend eines schönen Fräuleins, das mir gerade das Herz entzündet hatte, und fand, daß nur ihr sanftes Licht werth wäre, das Glück zweier Liebenden zu beleuchten.“

Der Ritter Rosenkrands blickte lange schweigend und sinnend auf das Bild der Gräfin.

„Meine Historie“, fuhr er endlich fort, „wird Dir nicht gefallen, doch hoffe ich, sie wird Dir nützen.“

„Wenn sie von einer Dame handeln sollte —“

„Nun?“ fragte Rosenkrands, als der Junker unter seinem strengen Blick verstummte.

Da erwachte in dem jungen Edelmann der Widerspruchsgeist; er hatte es nie recht gelernt, sich Jemandem unterzuordnen und empfand die Weise seines Oheims wie eine Entwürdigung.

„Wenn sie von einer Dame handeln sollte“, sagte er, sich erhebend und hoch aufrichtend, „die mir nahe steht, von der, dessen Bild Ihr dort seht, so wißt, daß dieselbe meine Braut ist und daß ich nicht dulden werde, noch kann, wenn Ihr sie schmähst; und ich bin gewiß, Ihr seid nur gekommen, sie zu schmähnen und zu verleumden.“

Auch Rosenkrands erhob sich; er war weit kleiner als Folger und schien mit seinem ruhigen, gebieterischen Blick doch so hoheitsvoll, daß das Feuer in des Junkers Augen schnell verlosch und die Lider sich senkten.

„Du führst eine stolze Sprache, junger Wind; Du würdest mir Respekt einflößen, wenn Du für eine Andere diese Lanze gebrochen hättest. Du sprichst von Verleumden, das Wort klingt schlecht, es heißt so viel wie Lüge und ist noch schlimmer denn Lüge; denn der Verleumder, der einem Andern die Ehre abschneidet, entehrt sich selbst dadurch am meisten; ein Edelmann aber kennt nichts Höheres, als die Ehre, und die Rosenkrands, sagt man, seien Edelleute, so lange die Wellen des Meeres unsere dänischen Inseln bespülen.“

Folger war tief beschämt, ergriff des Ritters Hand und sagte bittend:

„Verzeiht mir, Herr Ohm, wenn ich Euch tränkte — aber ich weiß nicht mehr, was ich denke und sage, so gährt es in mir; Alles ist mir so verworren, daß ich zweifle, glücklich zu Ende zu kommen.“

„Dann, meine ich, stand Dir der Bruder Deiner Mutter als Rath und Freund am nächsten.“

Folger schwieg.

„So darfst du erzählen?“

„Ich bitte Euch darum.“

„Man hält mich leicht für älter, als ich wirklich bin“, begann der Ritter, „in Folge meiner schmerzhaften Wunden bin ich schneller und früher gealtert, als Andere. Vor dreizehn Jahren war ich noch ein Bursche in der Mitte der Zwanziger, heiter und sorglos. Ich hatte einen Freund, den Sohn des alten Bischofs Vale von Horsens, den Erik Vale, und wir waren unzertrennlich, wie Orestes und Pylades, bis Erik eine heiße, unselige Neigung zu einem wunderschönen, jungen Weibe faßte und sich fast ganz von mir abwandte. Daß die von ihm Angebetete vermählt war, kümmerte ihn nicht, und ein Beweis dafür, wie berechtigt diese Sorglosigkeit war, ist, daß er bald Gehörung fand.“

Folger war heftig aufgesprungen und starrte den Oheim mit flammenden Augen an.

„Was hast Du?“ fragte dieser.

„Nichts, nichts, nur redet weiter.“

„Wie in der Regel solche schnellen Feuer, verglomm die Liebe des guten Erik allmählig, statt daß sie, wie man eigentlich

hätte denken müssen, sich im vertrauten Verkehr befestigte. Er lehrte wieder zu mir zurück, hatte jedoch seine frühere Heiterkeit eingebüßt. Da eines Tages kam er in großer Erregung zu mir und bat mich, in einem Ehrenhandel mit einem Großwürdenträger der Krone sein Zeuge zu sein. — Am Abend schlugen sie sich im Park von Frederiksborg, und Erik Vale blieb auf dem Platze.“

„Ich verstehe den Zusammenhang nicht“, sagte Folger, als Rosenkrands düster schwieg.

„Ja, ja, ich bin nicht zum Geschichtenerzähler geboren“, meinte der Ritter auffahrend, „aber der Stoff ist schön und Fräulein von Scudery hätte sicher viele Bände damit gefüllt. — Der Zusammenhang ist nicht schwer zu finden: der Großwürdenträger der Krone war der alte Gemahl der schönen jungen Frau, und ein Brief meines Freundes an die Letztere hatte den Vorwand zu dem Duell geben müssen.“

„Vorwand? ich meine, ein solcher Brief wäre ein triftiger Grund.“

„Für den Gemahl — ja, aber für die verlassene Geliebte? — Du bist im Errathen noch ungeschickter als ich im Erzählen. Der schönen Frau war entweder der alte Gatte oder der treulose Geliebte —“

„Ihr meint?“ unterbrach ihn Folger athemlos und zitternd. „Daß sie dem Grafen den Brief in die Hände gespielt und das Duell mit Absicht veranlaßt habe? — Vielleicht, mein junger Freund“, sagte Rosenkrands ernst, und trat vor das Bild der Gräfin, während ihm Folger mit weit aufgerissenen Augen nachstarrte.

„Schrecklich, schrecklich!“ flüsterte er endlich fassungslos, „abscheulich und fast so abscheulich, daß ich es nicht glaubte, wenn Ihr mir nicht Gewährsmann wäret.“

Rosenkrands achtete nicht auf seinen Neffen, seine Blicke hingen unverwandt an dem stolzen Antlitz der Königstochter und er gedachte der Zeit, da er mit Erik Vale zusammen stundenlang in einsamen, lauen Sommernächten unter den Fenstern der Gräfin gestanden, des Tages, da er seinem Freunde seine Liebe zu der schönen Frau bekennen wollte, und da ihm Erik mit seinen eigenen Bekenntnissen zuvorkam. Nicht aus Freundschaft, sondern nur, weil er eingesehen, daß er mit dem schönen Freunde nicht rivalisiren könnte, hatte er seiner Liebe entsagt.

„Sie ist dreizehn Jahre älter geworden“, sagte er endlich, sich umwendend, und tiefe Erregung sprach aus seinen Zügen, „aber noch immer so bezaubernd, daß ein zweiter Akt der Tragödie nicht unmöglich ist.“

„Quält mich nicht, Herr Oheim“, bat Folger leise.

„Das liegt mir fern; ich kann Deinen Schmerz vielleicht besser begreifen, als Du Dir denkst, und es thut mir wehe, daß ich eine so herbe Arznei für Deine Krankheit habe verordnen müssen — doch sie wird helfen.“

„Frau Venus!“ sagte der Jägermeister für sich.

„Wie meinst Du?“

„Nichts, Herr Oheim; ich danke Euch, ich hoffe, Ihr werdet mit mir zufrieden sein.“

„Muth, mein Sohn, der Schmerz ist groß, aber ein Segen wird Dir daraus für Dein ganzes Leben erwachsen.“

In dumpfem Sinnen verbrachte der Junker mehrere Stunden, er dachte nur an die Gräfin Benz — der Gedanke an Ebba kam ihm an diesem Tage nicht ein einziges Mal mehr.

Am nächsten Morgen erwartete die Gräfin den Jagdjunker mit größerer Ungeduld denn je; schon lange vor der Stunde, zu der er sonst zu kommen pflegte, stand sie am Fenster und sah den Weg empor, ob er nicht um die Ecke der Gasse der Seestraße biegen würde.

Dann begann sie ein Buch zu lesen; nach der ersten Seite fand sie es aber schon langweilig; eine Stickerie, hoffte sie, würde sie besser zerstreuen, bald warf sie jedoch auch diese bei Seite und trat, um ihn zu erwarten, auf's Neue an's Fenster.

Er pflegte sehr pünktlich zu sein. Die Stunde, die ihn sonst immer bei ihr sah, hatte schon geschlagen — die Gräfin wappnete sich gegen die Gedanken, die sich ihr aufdrängen wollten, mit aller Zuversicht ihrer eigenen großen Liebe; trotzdem konnte sie eine gewisse Beängstigung, die ihr Herz stärker pochen ließ und ihr das Athmen erschwerte, nicht lange bannen. Die Lippen fest aufeinander gepreßt, stand sie hochaufgerichtet am Fenster wie ein bleiches Marmorbild; sie wagte es nicht mehr, nach der zierlichen Pariser Stuhluhr auf dem Kaminsims zu blicken, unbarmherzig verrann die Zeit, ohne ihn ihr zurückzubringen.

Als sie endlich in den Salon trat, in dem sein Bild einen Platz gefunden hatte, wußte sie, daß ihr Schicksal besiegelt sei, aber sie vergoß keine Thräne, verzog keine Miene, sondern saß nur wieder wie gestern lange, lange vor dem schönen Gemälde und starrte es an.

Holger war am frühen Morgen, nachdem er eine schlaflose Nacht verbracht, zu Pferde gestiegen und hatte Kopenhagen verlassen.

Gegen Mittag trug sein Diener zwei Briefe fort, einen an Herrn Rosenkrands, den Anderen für Herrn Siedde; den Letzteren bat er um einstweilige Beurlaubung, dem Oheim aber trug er auf, seine Angelegenheit mit der Gräfin Penz in schonendster Weise für dieselbe zu ordnen, vor Allem der Dame ihr Porträt zurückzusenden. —

Herr Rosenkrands war selbst überrascht von dem außerordentlichen Erfolg, den er mit seinem Roman bei dem jungen Jägermeister erzielt hatte, verkannte aber auch keineswegs die Schwierigkeiten, mit denen seine Mission verbunden war.

Vor Allem wünschte er die Gedanken des Königs über den heiklen Punkt zu erfahren und begab sich deshalb unter dem Vorwand irgend einer wichtigen Verwaltungsangelegenheit zum Minister Uhlesfeld, der am vergangenen Abend zurückgekehrt und soeben aus dem Schlosse gekommen war.

Uhlesfeld war noch sehr erregt von den Mittheilungen, die ihm der König in Betreff der Gräfin Penz gemacht hatte und begann sofort von Holger Wind und seiner Schwägerin zu reden.

Er machte Herrn Rosenkrands auf das Unschickliche der geplanten Verbindung aufmerksam und bat ihn zum Schluß, seinen Einfluß als Oheim auszubieten, um den Junker zum Rücktritt zu bewegen.

Rosenkrands, hoch erfreut über eine solche Auffassung der Sachlage, gab dem Minister vollkommen Recht, wies aber darauf hin, daß es gerathener wäre, wenn die Gräfin das Band zuerst löste, weil sie durch einen Rücktritt Holgers kompromittirt werden möchte. Das Beste allerdings wäre, meinte er, wenn Seine Majestät den Konsens verweigerte.

Uhlesfeld erzählte darauf, daß er dem Könige einen Vorschlag in diesem Sinne gemacht, jedoch ganz bestimmt abgewiesen worden sei, weil die Familie Wind in einer Weigerung, den Konsens zu erteilen, eine Kränkung Seitens des Königs erblicken könnte.

Nachdem Rosenkrands den Minister in diesem Punkt beruhigt hatte, gab der Letztere das Versprechen, die Angelegenheit auf diskrete Weise zu ordnen.

Nach einigen Tagen erhielt die Gräfin Penz den gemessenen Befehl, sich für die Sommermonate auf ihre Güter nach Holstein zurückzuziehen, und die Mittheilung, daß der Jägermeister Wind angewiesen worden wäre, sein Schloß Harrested und dessen Umgebung auf drei Stunden in der Entfernung vorläufig nicht zu verlassen.

Jetzt glaubte die Gräfin zu wissen, woher der Streich gegen sie geführt worden, und das ganze Komplot zu durchschauen; während sie den jungen Jägermeister und sich selbst für die Opfer politischer Intriguen hielt, wälzte sie alle Schuld auf den König und ihren Schwager Uhlesfeld.

Als ihr daher Herr Rosenkrands am Abend ihr Bild zusandte, wie es Holger gewünscht hatte, nahm sie dasselbe nicht an, sondern schickte es ihm zurück, mit der Bitte, daß der Herr Jägermeister es wenigstens als Zeichen ihrer unwandelbaren Zuneigung und Freundschaft behalten und ihr gestatten möge, sein Porträt in demselben Sinne zu bewahren.

Sie war durchaus nicht entmuthigt; an Holger's Untreue mochte sie nicht glauben, mit größter Ruhe ging sie in die Verbannung, jedoch nicht ohne sich mit ihrem anderen Schwager Sehefskiat verständigt zu haben. — Von Holstein aus wollte sie gemeinsam mit dem Admiral an des verhassten Uhlesfeld Sturz arbeiten und verlangte als Lohn für ihre Hilfe nichts als den ihr jetzt verweigerten Konsens zur Vermählung mit dem Junker Wind.

In den nächsten Wochen courfirten in der Gesellschaft und bei Hofe die drolligsten und wunderlichsten Gerüchte über Holger Wind's und der Gräfin plötzliche Abreise, nur ein blondes, schönes Fräulein im Palast Ranzow ahnte die Wahrheit, sträubte sich aber dagegen, sie zu glauben. Trotzdem öffnete Ebba bei Gelegenheit den Schmuckkasten, in dem die Erinnerungen an ihre Todten aufgehoben waren, nahm den Ring mit dem weißen Stein heraus und steckte ihn an den Ringfinger. Wie aber die Sonnenstrahlen sich in dem Steine brachen, zog sie erschreckt den Reif schnell ab und that ihn wieder zu den blonden Locken und dem Knabenporträt.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Elektrizität im Hauswesen.

In einem Artikel der „Weser-Zeitung“ über die Pariser Elektrizitäts-Ausstellung lesen wir:

Noch immer giebt es Zweifler, die der neuen Beleuchtungsart ihre Verwendbarkeit zum mindesten im Hauswesen absprechen. Man kann sich die Elektrizität noch nicht als Hausfreundin, Triebkraft der Familiennähmaschine und beleuchtende Gefährtin arbeitsvoller Nachtwachen denken. Es gehört einige Phantasie dazu, um sich dieses Zukunftsbild auszumalen; doch ist das wirklich nicht so schwer, wenn wir Pläne und Proben der Einrichtung studiren, die Edison jetzt in New York ausführt. Versetzen wir uns aus dem Industriepalaste nach der nordamerikanischen Weltstadt und betrachten wir die Etablissements, die bald auch in Europa allgemein errichtet werden sollen.

Eines der belebtesten Viertel Newyorks mit einem Flächenraume von etwa einem Quadratkilometer, von der einen Seite durch die Wallstreet, von der anderen durch den Südquai begrenzt, erhält die Vertheilung des elektrischen Lichts in den Häusern. Die Zentralstation ist in der vortrefflichsten Weise zur Erzeugung der Elektrizität und namentlich mit Rücksicht auf Billigkeit des Betriebes eingerichtet. Maschinen nach dem Systeme Babcock und Wilcox erzeugen den Dampf auf dem billigsten Wege und tragen die Armatur der elektromagnetischen Generatoren sofort an ihrer Hauptwelle, so daß hier auch eine Transmission erspart wird. Für's erste sind zwölf Maschinen von zusammen 1000 Pferdekraft aufgestellt; und diese Theilung der Triebkraft hat den Vortheil, daß ohne Verschwendung stets den nach den Tageszeiten wechselnden Bedürfnissen der Kundschaft genügt werden kann. Je nach den Anforderungen können Maschinen in

Gang gesetzt oder neue hinzugefügt werden. Der zukünftigen Ausdehnung des Betriebs ist überall Rechnung getragen. Edison macht den Anschlag, daß mit 30 Stationen von je 2000 Pferdekraft die nöthige Elektrizität für ganz Newyork geliefert werden könne. Etablissements von zusammen 60,000 Pferdekraft nebst der zugehörigen Kanalisation auszuführen, ist gewiß ein großartiger Entwurf. Doch ist zu diesem Zwecke schon Alles bis in die kleinsten Einzelheiten erwogen und ausgearbeitet und unterliegt es kaum einem Zweifel, daß der Plan, wenn auch nicht von Edison allein, zur Verwirklichung gebracht wird.

Von den elektromagnetischen Maschinen laufen Kabel nach dem Kanalisationsneze, das die Straßen durchzieht. Gewöhnliche Gasröhren schließen hier zwei Kupferstangen, je eine für den negativen und den positiven Strom ein. Diese Stangen sind halbrund, mit den platten Seiten einander zugekehrt und durch einen isolirenden Kitt, der den übrigen Raum der Röhren füllt, von einander getrennt. Von der Hauptleitung aus laufen Nebenadern, welche je ein Häuserviereck bedienen, und von diesen Nebenadern zweigen sich nach den einzelnen Häusern die Leitungen ab, die sich abermals nach den verschiedenen Räumen hin verästeln. Jedes Paar Lampendrähte ist somit der letzte Ausläufer eines Arteriensystems und empfängt aus der Tertiärader die Elektrizität, die diese aus der Sekundärader und letztere aus der großen Hauptader geschöpft hat. Sobald man die Verbindung der Drähte herstellt, entsteht ein Stromkreis, der von der elektromagnetischen Maschine die verschiedenen Verzweigungen durchläuft und in dem feinen Kohlenfädchen der Lampe einen so hohen Widerstand findet, daß er dasselbe zum Glühen bringt.

Die Röhren liegen in den Straßen einen Fuß tief unter der Erde und stoßen in drei-, vier-, fünf- oder sechseckigen Kästen, je nach der Zahl der Abzweigungen, zusammen. Diese Kästen sind leicht zugänglich, so daß eine Störung der Leitung sofort zu repariren ist. Alle Fälle sind vorgesehen: namentlich mußte der Erhitzung der Drähte, die durch einen zu starken Strom erzeugt werden konnte, vorgebeugt werden. Löschte man z. B. in einem Theile der Leitung zahlreiche Lampen aus, so verstärkte sich plötzlich die Energie des Stromes in den andern Theilen, die von der gleichen Maschine bedient werden. Die Erhitzung der Leiter, die in diesem Falle eintritt, kann Feuergefahr bringen, wie wir dies im Besessale des Industriepalastes sahen, wo aus gleicher Ursache die Nacht vom 24. zum 25. August ein Draht erglühte und seine tapezierte Bretterwand in Brand steckte. Edison vermeidet dieses Risiko, indem er einestheils seine Drähte mit unverbrennbarem Faden umspinnen läßt, andernteils an jeder Abzweigung der Leitung die Vermittelung zwischen der kupfernen Haupt- und Nebenader durch ein Bleistäbchen bewirkt, das durch Erhitzung schmelzen und die Leitung sofort unterbrechen würde. Ein allzu starker Strom könnte also gar nicht über das Röhrennetz der Straße hinauskommen. Doch wenn somit die Gefahr beschworen ist, so hat die Unterbrechung der Leitung doch auch ihre Unzuverlässigkeiten. Um daher von vornherein eine Regulirung der Stromstärke zu bewirken, befindet sich auf der Centralstation ein Apparat, auf welchem mit Hilfe eines Thomson'schen Galvanometers die jeweilige Spannung angezeigt wird. Uebersteigt diese ein gewisses Maß, so erscheint eine erleuchtete Scheibe und mahnt den wachhabenden Beamten, die Energie des Stromes zu brechen. Letzteres geschieht durch eine Kurbeldrehung an einem Mechanismus, der nicht den Widerstand der Leitung, sondern denjenigen der Magnete der elektromagnetischen Maschine erhöht und dem Strom, der von einem Pole des Magneten zum andern geht, ein Hinderniß in den Weg legt. Edison will übrigens auch hier, seinem System getreu, sich nicht auf einen Beamten verlassen, sondern später den Regulator automatisch konstruiren.

Man sieht, daß in der Leitung für alle Fälle gut gesorgt ist. Wie aber steht es mit den Lampen? Diese nun können je nach dem Geschmack des Besitzers die mannigfaltigsten Gestalten als Kronleuchter, Tischlampe oder Kaminufsatz nehmen, besitzen aber sämtlich denselben Hauptbestandtheil, die luftleere Glasbirne, die den Kohlenfaden einschließt. Die Fabrikation dieser zierlichen Apparate wird im Großen betrieben; ihrer 2000 gehen täglich aus Edison's Werkstätte hervor. Das Verfahren ist einfach: durch das dünne Ende einer birnenförmigen Glasblase führt man zunächst den länglichen Glasprosopfen ein, welcher den hufeisenartig gekrümmten Kohlenfaden trägt. Zwei Kupferdrähte, die mit den beiden Enden des letzteren verbunden sind, durchlaufen den Einsatz, den man mit der Glasblase luftdicht versiegelt. Es bleibt nun noch die Luftleere herzustellen. Hierzu ist am Kolbende der Birne ein feines Röhrchen ausgezogen, das mit einer Luftpumpe in Verbindung gesetzt und dann im geeigneten Moment abgeschmolzen wird. Das klingt wie selbstverständlich; doch wie vieler Versuche hat es bedurft, um die Prozedur so zu vereinfachen, daß sie aus dem Gebiete des wissenschaftlichen Experiments zur Industrie übergehen konnte! Die Herstellung des Kohlenfadens allein schon hat seine lange Geschichte. Edison versuchte ihn aus den verschiedensten Stoffen zu fertigen und glaubte nach einigem Hin- und Hertasten in einer Papiermasse das geeignete Material gefunden zu haben. Doch auch diese verwarf er schließlich und wählte Bambusfasern, die er etwa 10 Zentimeter lang schneiden und in Hufeisenform gebogen verkohlen läßt. Nicht jeder Bambus freilich giebt eine widerstandsfähige, dichte Kohle, und Edison mußte sich nach zahlreichen Versuchen auf den japanischen beschränken.

Der praktische Scharfblick, mit welchem alle diese Vorrichtungen getroffen sind, mag uns erstaunen. Gewiß bleibt noch für manche Verbesserungen Spielraum; dies wird sich bei längerer Erfahrung herausstellen; doch wie der Versuch elektrischer Hausbeleuchtung hier auftritt, bietet er eine Gesamtheit praktischer Mittel, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Den einzelnen Theilen der Einrichtung sieht man es an, daß sie nicht fürs Laboratorium zum Experiment, sondern von einer großen Industrie zum täglichen Gebrauch gefertigt sind. Die Tischlampe in ihrer einfachsten Form besteht aus einem Holzfuße, durch welchen die Drähte zu dem metallnen Kranze, in den die Glasbirne eingesetzt wird, hinausgeleitet werden. Ein federnder Hahn,

ähnlich einem Gasahne, schließt oder unterbricht die Verbindung der Leitungsdrähte mit denjenigen, die den Kohlenfaden der Lampe tragen. Der Mechanismus ist so einfach und haltbar als möglich. Hier wie auch bei den Leuchtern, die mit drehbaren Arme an der Wand befestigt sind, bei den Hängelampen, Lustre und zahlreichen anderen Anwendungen ist weniger auf Eleganz als auf praktischen Werth geachtet. Wir müssen anerkennen, daß der Erfinder nur die kahle Gebrauchsform vorführt und nicht durch Eleganz zu bestechen sucht, wie es ihm gewiß leicht gewesen wäre; denn die elektrische Beleuchtung bietet in ihrer Fügbarkeit dem Kunstgewerbe das ausgiebigste Thema. Es widersteht sich kein Apparat von Zylindern und Schrauben der Gefaltungsflust des Künstlers; das Licht quillt wie von selbst aus jeder beliebigen Form. Wir sind begierig zu sehen, wie die Kunstindustrie sich dieser dankbaren Aufgabe bemächtigen wird.

Dies Alles, so wird der Leser sagen, ist ganz vortrefflich; doch wie steht es mit der Hauptfrage, mit dem Kostenpunkte? Nun, auch in dieser Hinsicht scheint das Glück der neuen Erfindung zu lächeln. Edison läßt in Newyork seine Lampen des gleichem Preise brennen wie die Gasflammen, und wohlbedenkt, da ihre Lichtstärke 16 Normalkerzen beträgt, liegt darin ein erheblicher Vortheil für den Konsumenten. Ueberdies giebt die Beleuchtungsgesellschaft die Lampen, die ihr selbst nur 35 Cent (1 M. 47 Pf.) zu stehen kommen, ihren Kunden gratis, somit auch die Leitung kostenfrei herstellt. Wird eine Lampe durch Benutzung unbrauchbar (was nach 6—7 Monaten zu geschehen pflegt), so wird sie von der Compagnie ausgewechselt. Das System ist für den Konsumenten so vorthellhaft wie nur denkbar. Ob eine längere praktische Erfahrung dieses Verhältniß ändern wird, läßt sich freilich nicht absehen; doch bei den rapiden Fortschritten der Erfindungen glauben wir eher an eine günstige als an eine ungunstige Veränderung.

Das Maß der verbrauchten Elektrizität wird auf einfache Weise festgestellt: ein Fünfhundertstel des elektrischen Stromes von einem Hauptdrahte ab und durch eine Metalllösung geführt. Da die Niederschläge, die sich bei dieser chemischen Aktion der Elektrizität bilden, die Stärke des abgeleiteten Stromes messen lassen, kann man durch ein einfaches Rechenexempel den Gesamtverbrauch feststellen. Monatlich erscheint der Kontrollbeamte der Compagnie beim Kunden, wiegt den metallischen Niederschlag und kalkulirt nach seiner Tabelle den Preis des Konsums.

Die Vertheilung des elektrischen Lichtes ist somit durchorganisiert und es bleibt nur noch von der praktischen Erfahrung die und da eine Dervollkommnung zu erwarten. Mit einiger Spannung sehen wir unparteiischen Berichten aus Amerika entgegen; denn der alte Kontinent wird hinter den Fortschritten der neuen nicht weit zurückbleiben wollen. In Paris dürften vor Winters Anfang schon Zweiginstitute einer oder der anderen Beleuchtungsgesellschaft bilden, um auch hier das klare, rein elektrische Licht in den Haushaltungen an Stelle der Gasflammen zu setzen und alle Gefahren der Explosion und Luftvergiftung der alten Beleuchtungsart zu beseitigen. Frankreich, das in Bezug auf Beleuchtungsmittel weit schlimmer dran ist als Deutschland und England, muß der neuen Erfindung jubeln. Man doch bis heute nirgends schlechter und theurer beleuchtet als in einem Pariser Haushalte! Der Deutsche hat übrigens kein geringeres Interesse an der Neuerung; denn er kann in Folge der niedrigeren Arbeitslöhne und Kohlenpreise die Beleuchtungsanlagen billiger herstellen und unterhalten. Die Konkurrenz von Petroleum und Gas ist daher auch in Deutschland dem elektrischen Lichte möglich. Dazu kommt noch eine wichtige Frage: die Vertheilung der Triebkraft in den Häusern. Es ist klar, daß dieselbe Leitung, die unsere Lampe speist, auch Nähmaschinen, Bergspieße und Uhren drehen, Wäsche waschen und hundert andere häusliche Dienste thun könnte. Die Elektrizität, die uns von der Centralstelle aus zugesandt würde, wäre ein Dienstmädchen, das zwar zum Kinderwarten nicht zu verwenden, in mechanischen Leistungen aber durchaus zuverlässig sein würde. Und welche Vorzüge würde sie vor den menschlichen Soubretten haben! Keine Schwachhaftigkeit, kein kleiner Profit, kein Grenadier in der Küche würde die Hausfrau mehr betrüben, der Haushalt müßte zum wahren Paradiese. Doch bleibt auch hier der Kostenpunkt festzustellen, und in dieser Hinsicht warten wir, bevor wir den deutschen Damen die Elektrizität empfehlen, die Erfahrungen der Amerikanerinnen ab.